

# Eine Hochzeitsgabe und doch keine Hochzeit, oder Filz und Pech

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **160 (1881)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373806>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Eine Hochzeitsgabe und doch keine Hochzeit, oder Filz und Pech.

Es mögen jetzt ungefähr 27 Jahre her sein, seit die folgende wahrhaftige Geschichte in dem Städtchen K. passirt ist, das so schön an der Aare liegt, in der Gegend, wo sie zwischen dem Jura und den Alpen die mattenreiche Landschaft durchfließt. Wegen seines schmucken Aussehens, seiner schönen Kaufläden, unter denen sich merklich die „Glas-, Krystall- und Porzellan-Handlung des Herrn Christian Bäumlein“ hervorthat, und der Fröhlichkeit seiner Bewohner unter 25 Jahren, wurde das Städtlein von den Bauern der benachbarten Dörfer scherzweise „Klein Paris“ genannt. Der Kalendermann will diesen Namen beibehalten, weil dort noch verschiedene von den Leuten leben, die in unserer Geschichte mitgemacht haben, und die er nicht dadurch, daß er sie mit ihrem wahren Namen nennt, den Fingerzeigen der Leute aussetzen will. Denn der Appenzeller Kalender kommt auch nach Klein-Paris. Es sind in unserer wahrhaftigen Geschichte also nur die Namen von Ort und Personen geändert. Alles Andere bleibt, wie es sich zugetragen.

War also in der Glas-, Krystall- und Porzellanhandlung des Herrn Christian Bäumlein zu Klein-Paris als Buchhalter und Gumi (wie sie in der Gegend die Commis heißen) schon seit vielen Jahren thätig: der Herr Adrian Kelling, ein dürrer Männlein etwa im Schwabenalter, lang und schmal, mit spitziger Nase, sonst säuberlich in Gesicht und Händen und das dünne Haar immer glatt an die Schläfe gekämmt. Nur die fadenscheinigen Ärmel des einst wohl schwarz gewesenen Konfirmationsrockes, den er immer noch Sonntags trug, und namentlich die am stärksten verschossenen Ellenbogen und die kurze Weste, die bis zum Hosendaub einen zwei fingerbreiten Streifen der vordern Ansicht des Adrian Kelling oder vielmehr dessen Hemd unbedeckt ließ, verriethen die Haupteigenschaft unseres Gumi: den Geiz. Auch seine Stiefel, die an den Absätzen abgerundet waren und nicht glänzend schwarz, sondern etwas fuchsblond dreinschauten, zeigten, daß Adrian sein Geld nicht an „schmutzige Stiefelwische“, wie er's nannte, verschwenden wollte. Man wußte übrigens im Städtlein wohl, daß Adrian gut bezahlt wurde von der Firma Christian Bäumlein. Daß der geizige Gumi auch

sonst so wenig als möglich ausgab, namentlich nicht im Wirthshaus und an Sonntagen, wird sich der geneigte Leser denken. Sonntags Vormittags, während der Laden geschlossen war, setzte sich Adrian Kelling jeweils an sein Pult im Comptoir, vor sich die Bibel, die ihm seine Mutter vor 20 Jahren beim Abschied aus dem elterlichen Haus unten in den Koffer gethan hatte. Adrian las aber in dieser Bibel nicht im Neuen Testament, oder in den Psalmen, Propheten und den Geschichtsbüchern zu seiner Belehrung oder Erbauung. Er hielt sich immer an die „Sprüche“, den „Prediger“, den „Sirach“ u. s. w. und auch da las er immer und immer wieder nur die Stellen, die ihm und seinem Geiz am besten zusagten, wie zum Exempel: „Die Anschläge des Emsigen bringen Ueberfluß, wer aber allzu jach ist, wird mangeln. Der Gerechte braucht seines Gutes zum Leben; aber der Gottlose braucht seines Einkommens zur Sünde. Fleißige Hand wird herrschen; die aber lässig ist, wird müssen zinsen.“ Hier dachte Adrian natürlich immer nur an sich. Kam er zu Stellen wie folgende: „Wer Schätze sammelt mit Lügen, der wird fehlen“, so glitten seine Augen schnell drüber weg.

Item: Adrian Kelling galt vor seinem Prinzipal, der auch ungemein interessirt und geizig war, für das Muster eines sparsamen jungen Mannes, dem Christian Bäumlein seine Tochter zur Frau gegeben haben würde, wenn er eine gehabt hätte. Zum Leidwesen des Gumi hatte sein Prinzipal keine, und so mußte Adrian Kelling allen Ernstes Anstalten machen, unter den übrigen Töchtern von Klein-Paris nach einer bessern Hälfte sich umzusehen. Schon längst trug er nämlich den Gedanken ans Heirathen unter seiner kurzen Weste herum, denn die Sprüche Salomons hatten es ihm angethan, wenn er so las die Worte des Königs Samuel am 31. Kapitel: „Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. (Adrian rechnete hier den Geldwerth der Perlen aus.) Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. (Er dachte hier, wie viel er am Mittagessen ersparen könnte.) Sie thut ihm Liebes und kein Leides

sein Leben lang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit den Händen. (Er zählte seinen Schneiderkonto zusammen, der — wenn er auch klein war — doch erspart werden konnte.) Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzt einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände. (Hier schwebten ihm die Schoppen vor, die er doch anstandshalber an Tanzsonntagen, Ghibli und Jahrmärkten und Sonntag Abends trinken mußte, der Mädchen wegen.) Sie merkt, wie ihr Handel Nutzen bringt; ihre Leuchte verlöschet des Nachts nicht. (Er dachte hier an einen eigenen Kaufladen. Den Satz wegen des Nachlichtes strich er aus.) Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel. (Vortrefflich! sagte Adrian. Das Kaufen von Baumwoll-Hemden hat dann ein Ende. Das Duzend, das ich habe, hat mich 60 baare Franken gekostet.) Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reicht ihre Hand den Dürftigen. (Diesen Vers überhüpfte er.) Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zweifache Kleider. (Ist nicht nöthig, murmelte Adrian zwischen den Zähnen!) Sie macht einen Rock und verkauft ihn; einen Gürtel giebt sie dem Krämer. (Ja, während sie im Laden sitzt, kann sie mit Nähn Geld verdienen und einen Gürtel braucht sie nach der Hochzeit nicht mehr.) Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. (Ja, ja, Reinlichkeit und Fleiß sind schöne Dinge und die Hauptsache ist, daß sie nichts kosten. Mit dem Lachen mag sie es halten wie sie will. Besser ist's freilich, wenn sie vorher lacht.) Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit.“ (Dafür wollen wir sorgen, d. h. ich, der Adrian Kelling.)

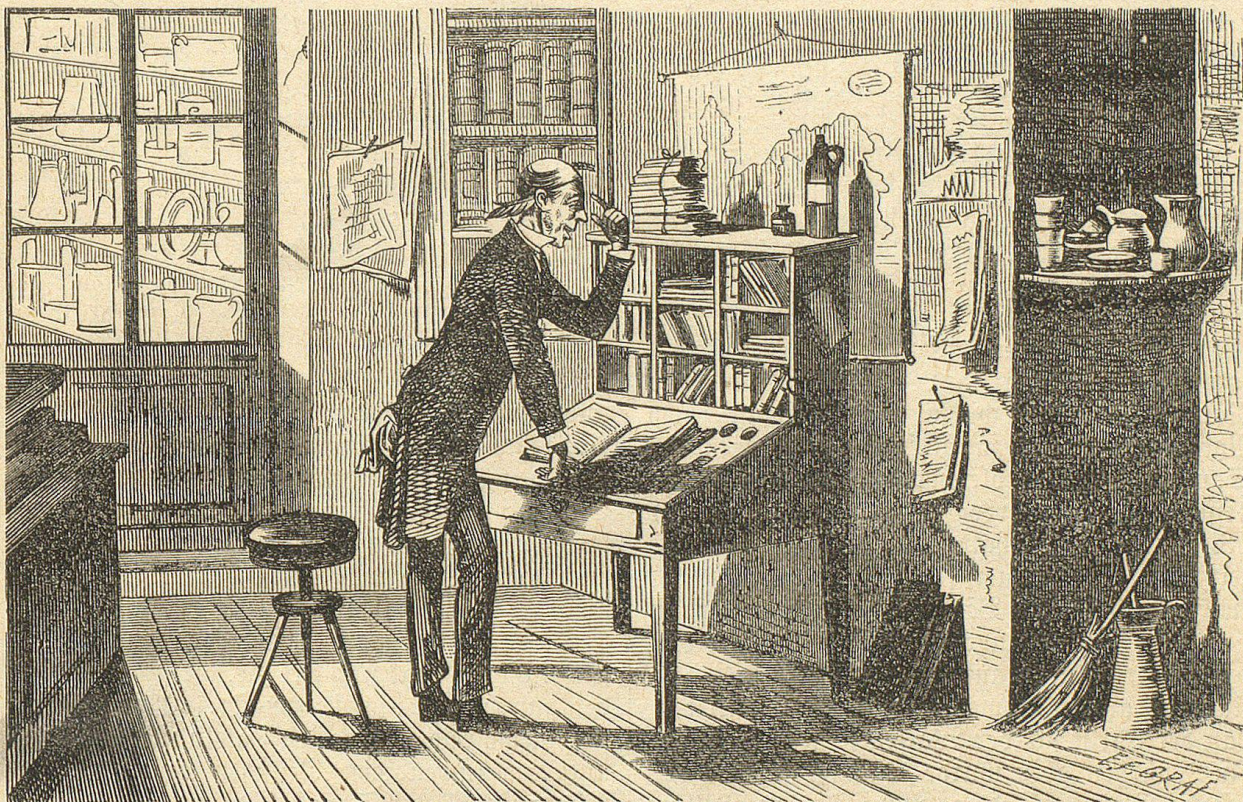
Fast 12 Jahre waren dahingegangen über seinen Bestrebungen nach einer Frau im Sinne der Sprüche Salomonis; aber bis vor etwa andert-halb Jahren umsonst. Da schien ihm das Glück lächeln zu wollen. Mit Hülfe eines Landsmanns, eines ehrlichen guten Jünglings, der in die jüngste Tochter eines respektablen Hauses von Klein-Paris verliebt und jetzt auch mit ihr versprochen war, wußte unser Adrian Kelling in diese Familie sich einzuschmuggeln. Der Kamerad hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, der ältern

Schwester, der überständigen Margreth, auch einen Mann zu verschaffen. Dieser sollte unser Adrian Kelling sein, der auch sofort anbiß, nachdem er sich zuvor mit allem Eifer nach den Vermögensumständen des zukünftigen Schwieger-vaters und seiner überständigen Margreth erkundigt hatte. Die eingelassenen Nachrichten waren gut. Wenn die Ueberständige auch eben so mager und spitzig war wie Adrian, so hatte sie dagegen klingende Reize (man sprach von etwa 40,000 Fr.) und war glücklicherweise eben so stark auf einen Mann erpicht, wie der Gumi auf eine reiche Frau. Auf einen schönen hatte sie schon seit 10 Jahren verzichtet. Unter sothanen Umständen standen also die Aktien beiderseits nicht schlecht. Also nur Muth, Herr Adrian, und Ausdauer, den köstlichen Schatz zu heben.

Kelling war nicht faul. Zuerst wurde seine Garderobe entsprechend vervollständigt und namentlich waren es ein Paar neue Bottinen, die er sich im „Mainzer Schuhwaarenlager“ um 13 Fr. gekauft und täglich regelrecht wizen ließ, was unsern Heirathskandidaten in ein vornehmeres Licht stellte. Sodann zeigte er seine ganze Liebenswürdigkeit darin, daß er jeden Abend mit der Familie seiner Zukünftigen zu Nacht speiste und mit dieser Unhänglichkeit an ein häusliches Leben und der Liebenswürdigkeit den Nebenzweck verband, sich die Ausgaben für das Nachtessen im Kosthaus zu ersparen, was aber die Familie der Verlobten nicht zu merken brauchte. Nachher setzte sich Adrian mit dem Alten an ein Tischlein und machte mit ihm einen Schmausjaß, die Partie um 5 Rappen; die gute Flasche Weines zum Spiel spendirte natürlich der Alte. Und so rückte unser Kelling täglich seinem Ziele näher, langsam aber sicher. Nun trat ein Ereigniß ein, das unserem Helden viel Freud und Kummer machte und sein Gehirn stark beschäftigte. In acht Tagen sollte die Hochzeit seines Landsmanns und Begünstigers stattfinden, und da war denn die rechte Gelegenheit, seinen Plan endlich in Ausführung zu bringen, d. h. um die klingenden Reize der Margreth Schnabel — nein, um die Hand der „theuren Margreth“ anzuhalten. Darauf freute sich Adrian. Aber was machte ihm denn Kummer? fragt der geneigte Leser. Im Titel unserer wahrhaftigen Erzählung stehts. Die Hochzeitsgabe an das neue

Paar. Da durfte Adrian sich doch nicht lumpen lassen. Aber das Wort „schenken“ stand nicht in seinem Sirach und in den Sprüchen; er hatte es wenigstens nie gelesen. Ein „Hochzeitsgeschenk!“ Puh! wie das ins Herz brannte, und wie das seine Träume schreckte und wie ein Alp seine Brust drückte! Schenken und doch nichts geben — das war nun die große Frage, die zu studiren war. Man möchte den Verstand verlieren. Warum hat der Amerikaner Edison diese Erfindung noch nicht gemacht? Nicht bloß drei Nächte hatte er an dieser Nuß gegrübelt, sondern

Trostlos irrte sein Blick im Comptoir herum. Doch halt! Auf einmal haftet sein Auge auf einem Punkt in einer dunkeln Ecke. Scharf starrt er hin und wie ein Blitzstrahl schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Ich hab's!“ murmelte er vor sich hin, und seine Augen fingen an zu leuchten und er ließ den Geldbeutel fahren, den er mit der ganzen Hand in seiner Hosentasche krampfhaft umfaßt hatte, seit er dem Gedanken an ein nobles Hochzeitsgeschenk nachgehängt war. Der geneigte Leser darf nicht etwa glauben, daß aus jener dunklen



„Ich hab's!“ murmelte er vor sich hin und seine Augen fingen an zu leuchten.

sie stand wie ein Gespenst vor seinen Augen, wenn er auf seinem Drehstuhl im Comptoir vor seinem Hauptbuch saß. Vergebens drehte er sich mit der Schraube, vergebens zerbiß er 5 Federhalter; immer tanzten große Zahlen vor seinen Augen, die ihm hohnlachend zuriefen: „Für das Hochzeitsgeschenk!“ Kein Ausweg aus diesem dunkeln Labyrinth wollte sich ihm öffnen, und doch mußte er sich „nobel“ zeigen am Hochzeitstage seiner zukünftigen Schwägerin; aber es darf deinem Geldsäckel nicht leid thun, flüsterte ihm sein Geizteufel in's Ohr.

Ecke etwa der böse Geist ihm zugerufen: „Wenn du, Adrian Kelling, mir deine Seele verschreibst, so schaff ich dir Geld zu einer noblen Hochzeitsgabe.“ (Man hat ja Beispiele von Exempeln.) Nein, so gefährlich war die Sache nicht, sondern so natürlich wie etwas von der Welt. In jener Ecke stand nämlich ein kostbares Porzellan-Service, wie man es nur in vornehmen Häusern in Paris findet. Das sollte als Hochzeitsgabe dienen. Der erstaunte Leser wird sagen: „Entweder ist der Adrian Kelling ein Narr geworden oder der Kalendermann; denn wie passen der

Geiz Abdrians und ein französisches sündentheures Porzellan-Service zusammen? Gebt das einem Andern an." Nun, auch hier gehts mit ganz natürlichen Dingen zu, was du sogleich einsehen wirst, wenn ich dir ins Ohr sage: Das kostbare Service ist nicht 5 Rappen werth. Es steht schon seit drei Jahren als unbrauchbar dort in der Ecke, weil auf dem Transport aus Paris nach Klein-Paris und beim Auspacken alle Handhaben an den Kannen und Krügen und alle Knöpfe und Zierrathen abgebrochen wurden, das Ganze also unbrauchbar und unverkäuflich geblieben und nur seiner schönen Vergoldung und seiner zierlichen Formen wegen dort in der Ecke aufgestellt blieb, anstatt auf den Kehrichthaufen zu wandern. Ein Lehrlinge der Firma Christian Bäumlein hatte einst diesen Schaden angerichtet und damit sich so viel Prügel und Püffe des Gumi Adrian Kelling zugezogen, daß Buckel und Arme kriecheblau geworden. Als warnendes Exempel für alle künftigen Lehrlinge der Firma Christian Bäumlein stand diese Porzellan-Ruine im dunklen Hintergrund des Comptoirs. Der gegenwärtige Lehrlinge, Samuel mit Namen, war vom Schicksal dazu bestimmt, jenen Vorgänger im Amt zu rächen, obschon unbewußt. Samuel war ein bleicher schwächtiger Knabe, dessen Eltern gestorben waren. Der Vorstand des Waisenhauses hatte nach vollendeter Schulzeit einen Lehrmeister für Samuel gesucht und in Herrn Christian Bäumlein gefunden, der mit heuchlerischem Blick nach dem Himmel versprochen, die schwere Bürde auf sich und den Lehrlinge zu sich ins Haus zu nehmen. Es stehe ja geschrieben, daß der Christ sich der Waisen annehmen müsse. In Wahrheit aber wurde Samuel sowohl von seinem Herrn, als dem Gumi Adrian Kelling als Prügeljunge betrachtet, für jede, auch die schmutzigste Arbeit in Haus und Garten benützt, und, wenn er auch noch so fleißig gewesen, als Tölpel und Faulenzen betitelt und von Adrian Kelling mit Haarrüpfen, Watschen und Püffen traktirt. Dies sollte unserm Adrian vergolten werden, obgleich es Samuel nicht ahnte — oder doch? Es war am Hochzeitstag des Landsmanns unsers Gumi, als dieser den Lehrlingen ins Comptoir rief und ihm befahl, das bewußte Porzellan-Geschirr, das über und über mit Staub bedeckt war, schön zu reinigen, abzutrocknen, in

eine neue Kiste zu packen und diese Schlag ein Uhr Mittags durch einen Dienstmann mittelst Handkarrens an das Haus zu schicken, wo die Hochzeit stattfindet, mit der Adresse des Brautpaares. Samuel stuzte nicht wenig über den sonderbaren Auftrag seines Sklavenhalters und erlaubte sich schüchtern die Bemerkung, daß das Porzellangeschirr ja völlig unbrauchbar sei. Die Antwort Kellings erfolgte in Form einer klatschenden Ohrfeige mit der beigefügten tröstlichen Versicherung, daß Samuel nicht bloß eine zweite Auflage dieser Liebesbezeugung zu erwarten habe, sondern grün und blau geschlagen werde, wenn er über den Auftrag auch nur ein Sterbenswörtchen bei einer lebendigen Seele laut werden lasse. Weinend ging Samuel an die Arbeit, nachdem Adrian Kelling das Comptoir verlassen hatte, um sich auf seinem Zimmer in den Hochzeitsstaat zu werfen und im Lauf des Vormittags nach der Wohnung des Hochzeitgebers zu gehen, der Trauung beizuwohnen und sich nachher an wohlbesetzter Tafel auf billige Art gütlich zu thun. Sein Gesicht glänzte vor innerlicher Zufriedenheit, die sich in einem vergnüglichen Lächeln und behaglichen Schmunzeln aussprach. Ueberdies sagte ihm der große Wandspiegel im Speisesaal, den Adrian immer so durchschritt, daß sein Bild bei jedem Gang ihm zweimal entgegenleuchten mußte, daß er preiswürdig sei, wenn auch die Gesichtsfarbe einen halben Ton gelber war als im Comptoir.

Die Trauung war zu Ende; das neue Paar strahlte vor Glück und Freude, die sich auch bald der ganzen Gesellschaft bemächtigte, nachdem sie sich an die reichbeschwerten Tafeln niedergelassen und dem inwendigen Menschen Stärkung zugeführt hatte. Vater Schnabel hatte auch den Keller nicht geschont in der Freude darüber, daß nicht bloß seine Jüngste unter Dach gebracht, sondern daß er heute die ältere Margreth, das „Käff“, wie er sie wegen ihrer Magerkeit nannte, auch an Mann bringen werde; denn daß Adrian Kelling heute um sie anhalten werde, war außer allem Zweifel. Auch unser Adrian Kelling schwamm in Wonne. Nicht bloß erfreuten Speise und Trank sein Herz, sondern er gedachte an die klingenden 40,000 Reize seiner künftigen Margreth und überschlug in Gedanken, wie viele Mittagessen aus den Ueberresten der Hochzeits-

tafel hergerichtet werden könnten und was diese Ersparniß für seine Haushaltungskasse ausmachen würde. Im Laufe des allgemeinen Gesprächs verstand es Kelling auch, die Aufmerksamkeit Aller auf den Inhalt seiner Reden zu lenken und eine große Spannung zu bewirken auf den Anblick des Hochzeitsgeschenktes hin, dessen alle bald ansichtig werden sollten. Verblümt mußte er einzuflechten, wie er das Geschenk mit großen Kosten habe aus Paris beziehen müssen, das mit dem Nachtzug der Eisenbahn im Bahnhofe zu S. angekommen sei und jeden Augenblick hier eintreffen könne, da er einen Extraboten hingeschickt habe. Die Erwartung der Braut war auf das Höchste gespannt, und nur ein Gedanke trübte ihre freudige Erwartung, nämlich der, die kostspielige Gabe könnte auf dem Transport zerbrechen. Man wisse ja, wie die Bahnangestellten mit den Sachen umgehen. Der Gumi bestätigte dies, indem er viele Geschichten zu erzählen mußte, wie gerade die Firma Christian Bäumlein durch die Sorglosigkeit des Personals schwer geschädigt worden sei, wozu dann noch die Ungeglichkeit der Lehrlingen und Dienstmänner komme. Glücklicherweise habe ein Freund von ihm in Paris die Verpackung mit eigener Hand besorgt, wie dem Empfänger, dem Adrian Kelling, brieflich mitgetheilt worden sei.

Endlich gegen halb zwei Uhr hörte man im Saale, wie ein Handwagen vor das Haus rollte und kurz darauf schleppte ein Dienstmann mit Hülfe des Hausknechts eine große Kiste in das Zimmer nebenan. Alles stand auf und umringte das Frachtstück mit allerhand bewundernden Ausrufen. „Aber nein, wie das schön ist von Ihnen, Herr Adrian Kelling, daß Sie unserm Brautpaar so viel Aufmerksamkeit schenken!“ — sagte die Ueberständige. Adrian schlürfte das Lob stillschweigend ein und warf der Margreth seinen süßesten Blick zu mit Verziehung des gelben Gesichts zu einem vielsagenden Lächeln. Rasch aber ließ er Hammer, Zange und Stemmeisen bringen und machte sich an das Deffnen der Kiste, während alle Hochzeitsgäste ihn umstanden, mit gestreckten Hälsen erwartend der Dinge, die da kommen werden. Adrian Kelling, der in solchen Arbeiten viel Gewandtheit besaß, hatte bald den Deckel geöffnet; aber noch ehe er einen Blick gethan auf den Inhalt der Kiste, sprang er ent-

setzt auf und schrie wie ein Verzweifelter: „O, meine Ahnung! Alles zerbrochen! Mehr als 250 Franken zum Teufel — ich möchte verrückt werden! Aber warte nur Hallunke, du sollst mir Alles bei Heller und Pfennig bezahlen!“

Adrian Kelling hatte die Komödie wirklich gut gespielt und beim zuschauenden Publikum allgemeines Bedauern erweckt, einmal wegen des ruinirten Geschenktes selbst und sodann gegenüber dem wie niedergeschmetterten unglücklichen Geber desselben.

Als nun aber der erste Schrecken vorüber war, sagte der Brautvater, indem er den Deckel der Kiste ganz abhob: „Nun, wir wollen doch sehen, ob Alles hin ist. Vielleicht ist der Schaden nicht so groß.“

„Alles hin!“ stöhnte Adrian Kelling, ohne einen Blick auf die Kiste zu werfen; „ich habe es sogleich gesehen — Alles total kaput!“

Der Brautvater aber ließ sich nicht stören, nahm vielmehr Stück für Stück der eingepackten Dinge heraus und wickelte das Papier auf. „Ja, was ist denn das? Nu, das ist aber saftig!“ rief Herr Schnabel plötzlich aus beim Deffnen eines Papiers. Alle Umstehenden drängten herzu, Jedes nahm ein Stück in die Hand und, wie wenn Alle durch einen Kommandoruf eines Thuner Instruktionsoffiziers elektrisirt würden, richteten sie ihre Blicke auf Adrian Kelling, der da stand, nicht wie Loths Weib zur Salzsäule erstarrt, sondern wie ein Pfund Heu und keines Wortes mächtig. Er war durchsicht, hin, maushin. Unser Lehrling Samuel hatte allerdings das Porzellan-Service verpackt, wie ihm befohlen war; aber mit einer solchen Exaktheit und Gewissenhaftigkeit, daß er sich die Mühe nicht hatte verdrießen lassen, nicht bloß jedes einzelne Stück der Tassen, Krüge, Kannen, sondern auch jeden abgebrochenen Henkel, jeden Knopf und jedes einzelne Stück der zerbrochenen Zierrathen alle sorgfältig und jedes einzeln in Seidenpapier zu wickeln und jeweils in die zugehörigen Tassen und Kannen zu legen.

Den Rest unserer wahrhaftigen Geschichte erräth der geneigte Leser. Herr Adrian Kelling war vor der zahlreichen Hochzeitsgesellschaft so gründlich blamirt, daß er lieber gleich drei Meter tief in den Boden hinein geschlupft wäre. Daß er sich künftig im Hause des Herrn Schnabel

nicht mehr blicken lassen durfte, ist klar, und daß die überständige Jungfer Margreth ihm einen fürchterlichen Blick zuschleuderte, läßt sich wohl denken. Adrian Kelling verstand diesen Blick so gut, daß er fünf Minuten nach dem schönen Ereigniß unter Zurücklassung aller Porzellantrümmer durch die hintere Thüre des Hauses verduftete und zwar auf Nimmerwiedersehen.

aus der Lehre zu laufen, sondern er mußte auch noch hören, wie ihm von Adrian ein Spruch Salomonis nachgeschleudert wurde, Sprüche am 26., Vers 10: „Ein guter Meister macht ein Ding recht; wer aber einen Hümpler dinget, dem wird es verdorben.“

Item, der frühere Lehrling war gerächt durch Samuel, und Adrian Kelling sucht noch heute



„Nu, das ist aber saftig!“ rief Herr Schnabel plötzlich aus beim Dessuen eines Papiers.

Gleichen Abends noch erhielt er seine Kiste zurück mit einem giftigen Schreiben, das unserm Adrian Kelling klar machte, daß Jungfer Margreth Schnabel von Klein-Paris mit ihren 40,000 Fr. klingender Reize für ihn nicht mehr existire.

Was der begoffene Pudel Adrian mit dem Lehrling Samuel anfang, kann sich der geneigte Leser denken. Nicht nur, daß der Arme blau und grün gepufft wurde, daß er sich sofort entschloß,

eine zweite Margreth mit 40,000 Franken baar Geld. Denn daß der Filz noch lebt und in einer Stadt der östlichen Schweiz auf seinem Drehstuhl im Comptoir eines Kaufmanns sitzt, weiß der Kalendermann genau.

Item, er will ihm auch einen Spruch in Erinnerung rufen, den Adrian immer überschlagen hatte. Er lautet Sirach am 6.: „Viele kommen zu Unfall um des Geizes willen, und verderben darüber vor ihren Augen.“

\*  
Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit preis, so giebt er sich selbst preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst.

\*  
Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbe-  
finden, Rezepte zum Reichthum und zu aller Glückseligkeit.